

## 2. Juli

Autor(en): **Zwick, Susi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen**

Band (Jahr): **6 (1980)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-359252>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## 2. Juli

Mein Entschluss, mein Kind im Spital zu gebären, war für mich von Anfang an ziemlich klar. Ich war zu unsicher, die Angst, dass meinem Kind etwas passieren würde bei einer Hausgeburt, zu gross. Meine Arbeit mit behinderten Kindern, die mich soviel mit Krankem konfrontiert, verstärkte meine Angst (obwohl diese Kinder ja eigentlich alle im Spital geboren wurden).

Und überhaupt sei es ja im Frauenspital gar nicht so schlimm, frau könne ja dort fast so was wie eine sanfte Geburt haben, sagte man.

Die Schwangerschaft verlief körperlich problemlos. Ich fühlte mich gesund. Die ärztlichen Kontrollen bei einem Allgemein-Praktiker waren fast überflüssig. Zur letzten Kontrolle, wie der Hausarzt meinte, musste ich schon ins Frauenspital. Das war etwa ein Monat vor dem errechneten Geburtstermin - 2. Juli.

Im Frauenspital musste ich nun aber alle Wochen zur Kontrolle. Warum eigentlich - es war ja alles OK.

Nun begann auch für mich diese Fixierung auf den 2. Juli. Als an diesem Tag noch nichts geschehen war, musste ich nun gar alle zwei Tage zur Kontrolle. Jedesmal wurden die Herztöne vom Kind aufgezeichnet und kontrolliert, ob der Muttermund noch geschlossen sei. Immer alles OK. Je länger es ging, zwei, vier, acht, zehn Tage über "dem" Termin, je unsicherer wurde ich.

Das Vertrauen in meinen Körper schwindet. Die Kontrollen im Spital verunsichern mich. Müssen die sein - sind sie übertrieben - ich bin hin- und hergerissen.

Alle meine Freunde und Bekannte fragen dauernd nach, ob denn dieses Kind immer noch nicht da sei. Ich traue mich kaum noch hinaus.

Meine Unsicherheit wächst, will ich denn dieses Kind nicht hergeben, kann ich mich nicht von ihm trennen, solche Fragen beginnen mich zu quälen.

Zwölf Tage nach dem Termin beschliessen die Ärzte, ich müsse nun ins Spital eintreten, es werde sonst evtl. gefährlich für das Kind. Das Fruchtwasser können sie nach zweimaligem Versuch nicht sehen (um seine Farbe zu beurteilen). Am Nachmittag soll ich kommen. Ich bin sehr unsicher. Einerseits hoffe ich, dass nun endlich etwas passiert, andererseits habe ich Angst, wahnsinnig Angst, mich in ihre Hände zu begeben. Aber das Vertrauen, dass mein Körper das schon richtig machen würde, habe ich auch nicht mehr.

Ich komme also (mit dem schon längst gepackten Kofferchen) ins Spital: sofort ins Nachthemd, Blutdruck-Blutbild-Fieber messen-Monitor-Tasten. Im selben Zimmer warten noch vier Frauen auf die Geburt. Gegen Abend dieselbe Prozedur nochmals, dazu allen ein Valium und ein Spasmocibalin, ohne jede Erklärung. Ich weigere mich, ich kann doch immer gut schlafen und Schmerzen habe ich ja auch nicht.

Am nächsten Tag nochmals warten im Spital, und am Sonntag dann beschliessen die Ärzte, die Geburt einzuleiten. Ich habe hundert Fragen, tausend Ängste, knapp werde ich aufgeklärt, dann geht es los. Einlauf, laufe dann ins Gebärzimmer, lege mich aufs Bett, Infusion gesteckt mit Traubenzucker und Wehenmittel, Monitor angestellt.

Meine Spannung, Angst, Unsicherheit ist fast unerträglich. So ohne körperliche Anzeichen auf dieses Bett liegen und da soll ich erst mit meinem Kind wieder hinaus - ich kann es mir nicht vorstellen.

Lange passiert nichts. Wir unterhalten uns gemütlich, die Hebamme, Heiner und ich. Langsam spüre ich Schmerzen im Bauch, ich kann sie mit Atmen gut ertragen; für diese kurze Zeit unterbrechen wir unser Gespräch. Immer wieder kommt der Arzt, untersucht kurz, der Muttermund öffnet sich langsam, meint er, die Hebamme ist dabei, sie erklärt, massiert - sehr angenehm. Die Schmerzen werden immer stärker, keine Abstände mehr dazwischen - immer noch stärker. Die Untersuchung zeigt, dass der Muttermund sich wieder geschlossen hat. Mein Mut sinkt, diese Schmerzen für nichts! Ich bekomme nun Schmerzmittel, so starke, dass ich mich nicht mehr unterhalten kann. Die Hebamme meint, man solle nun aufhören mit der Quälerei, sie erklärt mir, dass eine Geburt einleiten eben nicht so einfach sei, dass ein Kind sich eben nicht so einfach herausreissen lasse, sondern eben komme, wenn der Zeitpunkt da sei. Zum ersten Mal höre ich, dass es nicht so einfach sei, eine Geburt einzuleiten.

Die Ärzte sind gegen Aufhören - sie wollen weiterprobieren. Ich kann mich schon lange nicht mehr wehren. Bis zwölf Uhr

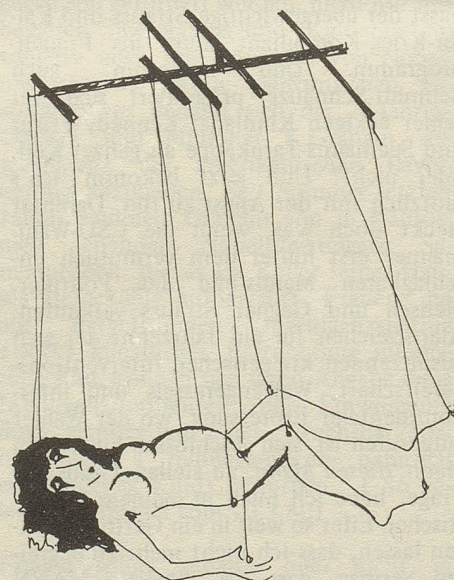
nachts tropft das Wehenmittel in meine Venen, manchmal schwächer, manchmal stärker, je nach ihrem Gutdünken. Unterdessen stehe ich total unter Medikamenten, und trotzdem sind die Schmerzen fast unerträglich - nichts von wellenartigen Wehen - nichts mehr mit Atmen - nur noch das Gefühl, innerlich zerstückelt zu werden.

Um zwölf Uhr nachts beschliessen sie aufzuhören und beraten, was nun weiter zu tun sei. Zuerst meinen sie Kaiserschnitt. Durch dicken Nebel merke ich, wie sie mir die Bauchdecke rasieren - mir ist längstens alles egal.

Dem Kind geht es immer gut, zeigt der Monitor, und darum meinen sie, noch eine Nacht warten zu können. Ich bleibe die Nacht über im Gebärsaal, unterdessen hat schon die dritte Hebamme Dienst.

Um sechs Uhr in der Früh kommt Heiner wieder. Ich bin froh. Ich höre draussen "meine Frauen" mit dem Arzt verhandeln. Wenn sie doch auch kommen könnten, aber das geht natürlich nicht!

Nun beginnen sie wieder mit Wehenmittel und einer Periduralanästhesie (Rückenmarkanästhesie). Meine untere Körperhälfte wird fast gefühllos, ich spüre aber etwas in meinem Bauch, das Kind bewegt sich dem Ausgang zu. Langsam verspüre ich den Drang zu pressen, alle spornen mich an - noch fester, kurze Zeit noch und du bist da, kurz ein Blick auf dich und schon nehmen sie dich weg. Totale Erleichterung, ein wahnsinniges Bedürfnis dich zu halten, dich anzusehen, aber irgendwo höre ich ein schwaches Wimmern, ein geschäftiges Hin und Her.



Nach - mir scheint es unendlich langer Zeit - bringt dich Heiner herein, gewaschen, eingepackt, gekämmt und endlich darf ich dich halten, dich an die Brust nehmen - es ist wahnsinnig.

Du zeigtest keine Zeichen von Übertragung, du warst völlig in der Norm - wahrscheinlich war halt einfach der Termin falsch berechnet, meinten sie nachträglich.

Noch lange Zeit hatte und habe ich Mühe, zu akzeptieren, wie dies alles lief.

Susi Zwick